

# Deutsches Montags-Blatt.

Chef-Redacteur: Arthur Lempp in Berlin.

Verlag von Rudolf Zschäpe in Berlin-Charlottenburg.

Berlin, 4. August 1884.

Mr. 31. Inhalt: Spezialtelegramme des Deutschen Montags-Blatts. ... VIII. Jahrg.

### Spezial-Telegramme des Deutschen Montags-Blatts.

W. T. B. London, 2. August, Abend. Unterhaus. Der Premier Gladstone theilt mit, daß die Konferenz den Zweck zu dem sie beabsichtigen, nämlich ein Arrangement bezüglich der finanziellen Angelegenheiten Ägyptens zu treffen, verfehlt habe. Die englische Regierung habe die Befolgung der erforderlichen Mittel für die notwendigen Ausgaben der ägyptischen Verwaltung bewirkt, habe aber nicht einem Plane zustimmen können, dessen Ausführung mit einer neuen Verwaltung Ägyptens unvereinbar sei. England habe auch den Zuhörern von ägyptischen Obligationen eine möglichst gute Position sichern wollen und der Konferenz verschiedene Pläne in dieser Hinsicht vorgelegt. Die Ansichten der Vertreter Ägyptens und der Franzosen gingen insofern auseinander, daß England seinen Plan acceptiren konnte, welcher nicht gewisse Vorbedingungen für die Verwaltungsverhältnisse traf. England habe vorgeschlagen, die Kosten auf die Einkünfte in folgender Weise zu vertheilen:

- 1) Priorität für die neue Anleihe von 8 Millionen.
- 2) Dividenden der anderen Schuld mit Reduktion der Dividenden um 1/2 pCt.
- 3) ägyptische Verwaltungskosten im Betrage von 24 Millionen. England ist damit einverstanden gewesen, daß dieser Plan verständigweise auf drei Jahre eingeführt und nochmals eine Konferenz ausgeschrieben werde. Heute habe man Frankreich seine entgeltlichen Vorschläge vorgelegt, nach welchen die ägyptischen Einkünfte in folgender Ordnung befaßt werden sollen:

- 1) die neue Anleihe und die privaterne Schuld,
  - 2) die ungenutzte Schuld mit vollen Dividenden der beiden Schulden,
  - 3) die ägyptischen Verwaltungskosten.
- Falls dann noch ein Ueberschuß sich ergeben würde, so sollte derselbe der ägyptischen Regierung zur Verfügung stehen; sollte sich indessen ein Defizit herausstellen, so sollte die Deckung desselben nach gemeinschaftlicher Beratung zwischen der ägyptischen Regierung und der Staatsschuldenkommission erfolgen, welche letztere ihre Maßregeln einmündig beschließen, anderenfalls die betreffende Sache an die Konferenzmächte verweisen sollte.
- Die englische Regierung habe diesen Plan ohne Weiteres beanstanden, da derselbe eine größere finanzielle Verantwortung hervorgerufen würde als je, und der Schuldenkommission unzulässige Befugnisse einräumte würde. Die Konferenz ist zwar festgehalten, habe aber doch gewisse Bedenken geäußert, die Wägle nicht über die erforderlichen neuen Steuern zu erheben und insbesondere hinsichtlich der nächsten Jahre. Dann sei auch die Idee vorgebracht worden, daß England eine internationale Kontrolle, ähnlich einer Doppelkontrolle, vorschlagen habe. Italien und die Türkei hätten England's Unterwürigkeit, Rußland, Deutschland und Oesterreich hätten sich geweigert, angesichts der Meinungsverschiedenheit Ägyptens und Frankreichs ihre Meinung auszusprechen. Das Beschließen der Konferenz liegt der Regierung die Verpflichtung auf, die ägyptische Frage weiter zu erwägen. Das jetzt schwebende englisch-französige Abkommen habe weder für Frankreich noch für England bindende Kraft. Obgleich aber beide Parteien Differenzen erulanten seien, wüßte die Regierung doch den Weg der Verständigung, welchen die französische Regierung hinsichtlich des Abkommens gezeigt habe.

S. London, 3. August, Mittag. Der „Observer“ bringt einen Artikel, worin es heißt: Mit aufrichtiger Befriedigung kündigen wir das entgeltliche Abkommen der Konferenz an, denn die ägyptischen Finanzen, England's Schuldverhältnisse, Ägypten's Unterwürigkeit, sind ein großes, daher sind wir hoch erfreut, England eines hoch verdienstlichen Kontrahenten ledig zu sehen. Der Verlauf Ägyptens, die Beziehungen zu Ägypten vornehmlich Einvernehmen mit Rußland, reich zu reguliren, vom Ansehen ein Ziel. England nahm an, wenn es Frankreich die Wiedergewinnung einer politischen Rolle in Ägypten gestatte, werde Frankreich bereit sein, sein Interesse aufzugeben. Alles das ist ein Uebiges und sehr vorüber. Wahrscheinlich wird das Bistum der Konferenz, das England sich weigerte, deren Kompetenz anzuerkennen, in Frankreich eine allgemeine Irritation erregen und dadurch noch eine Komplikation zu den beiden Schwierigkeiten der ägyptischen Frage hinzuzufügen. In dieser Hinsicht wird reichlich dadurch aufgemerkt, daß England weder seine Beziehungen zu Ägypten allein und selbständig reguliren kann. Wenn schließlich die Interessen der kontinentalen Mächte, besonders Frankreich's, in Ägypten denjenigen Ägyptens diametral entgegengesetzt, England liegt jetzt vor der Alternative: entweder Ägypten an Europa

anzuschließen oder unter Protektion zu behaupten. Erstere können wir mit Mühe für die Ehre und Wohlthat Englands nicht thun. Wir sind also zur Konvention gezwungen; England muß in Capellen die nämliche Position einnehmen, wie Frankreich in Tunis. Dazu muß es kommen, und wenn die Konferenz England der Ausführung seines offeneren Beschlusses näher drängt, dann waren deren Arbeiten doch nicht fruchtlos, wie nämlich auch sonst die Konferenz war. E. Rom, 2. August, Abend. Es sind in Piemont'schen neue Coleralefälle vorgekommen und zwar je einer oder zwei in Gessano, Carrozognotte, Villafraanca, d'Alpi und Garignano bei Massa-Carrara.

### Informationen.

K. G. Aus Briesen Raubes an einen Berliner Freund. Man erinnert sich, daß Ende der siebziger Jahre durch alle Berliner Zeitungen die Nachricht ging, daß Raube als artifizierlicher Direktor an die Spitze des königlichen Schauspielhauses berufen werden sollte und daß er nach dem Scheitern der Unterhandlungen die Abfertigung hatte, das nunmehr verlassene Stadttheater des Direktors Hofenthal an einer Konturrenzbühne im großen Stile umzuwandeln. Die Nachricht, die sich eine längere Zeit hindurch nicht fruchtlos, veranlaßte damals die hiesige Presse, ihren Blättern und Hoffnungen auf eine Besserung der Berliner Theaterzustände, die sie lange auf dem Herzen getragen hatte, einen ungewöhnlichen Ausdruck zu geben. Man hoffte, Raube, dieser geborenen Norddeutschen, mit so ausgesprochen norddeutschen Eigenschaften, der nichtberolinger an Sittlichkeit verloren gegangen war, für sein engeres Vaterland unterzugeben und hier sein unermüdliches Streben und sein hohes Streben eine Bühne in Berlin errichten zu sehen, die der Reichthumspitze würdig wäre. Allmählig mußte man sich überzeugen, daß die Hoffnungen eitel gewesen waren, und man hing an, das ganze Gerücht für ein erfundenes zu erklären. Wie begründet es insofern war, wie es nicht an Raube gelegen hat, daß sein Fortschritt erfolglos an der Duaga sich vertheilte, aufstieß an die Ehre eine neue Spera des Theaterwesens zu erwecken, beweisen folgende Mittheilung aus einigen Briesen Raube's an einen seiner Berliner Freunde, die dieser uns freundlichst zur Verfügung gestellt hat:

... zum Ziele kommen wird da wohl nicht. Sollen thut's nicht, jedoch kann mit den Vollmachten, welche man dort brauchte, um neu zu schaffen. Esen wir eine Meile zu. Ober sehen wir uns in Berlin um, ob nicht anderswo ein erstes Schauspiel zu errichten wäre. Die Theater draußen, wo die Städte einander gute Nacht sagen, Wollner, Meißner, National u. s. w., nicht' ich nicht, Friedrich-Wilhelmstadt, wo Hoffman wohl zu gewinnen wäre, ist leider zu klein. Man muß wenigstens ebenfalls 3-4000 Mark einnehmen können, um ein erstes Schauspiel zu erhalten. Wie wäre es denn mit dem Stadttheater? Das soll größer sein. Vielleicht fände sich ein reicher Theaterfreund, der's kaufte, aufsteige und mir zum Oktober übergebe. Die Truppe drühte ich mir in zwei Monaten schon bis aufs Weiterwerden zu sammeln, und je weniger Routineist, desto bessere Schauspieler erziehe ich mit Ghen-Stratof.

P. S. Eben wird mir das Dend-Theater angeboten, das ich doch aber zu weit nach Osten! Der arme Raube! Das Glück war einmal von ihm gewichen. Man mit Wahnwitz lesen wir in hiesigen Brieffragmenten prinzipiellen Bericht auf das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater, auf dieselbe Art, an welcher einige Jahre später der glücklichere Vörrange die Idee, die für Raube ein Traum blieb, in die Wirklichkeit übertrug. Die folgenden Brieffragmente sind ein kurzer, aber schlagender Kommentar zu der eigenmächtigen Bemerkung, mit welcher Raube in seiner Monographie über das Norddeutsche Theater das Kapitel schließt, das die Entwicklung des Berliner Schauspielhauses be-

handelt: „Das Schauspiel gilt seitdem (seit dem Rücktritt des vorletzten Intendanten Küstner) als verfallen.“ Wien, 11. August 1879. ... Ich weiß selbst noch nicht, lieber Freund, ob es für mich gethan wäre, auf meine alten Tage noch einmal umzuheben. Ich weiß nur, daß ich meine letzten Lebensjahre dazu anwenden möchte, an so wichtiger Stelle ein gutes Schauspiel zu errichten, welches durch gutes Beispiel dem ganzen deutschen Theater nützen würde. (Folgt einige Stellen über die Stellung des königlichen Schauspielhauses und Raube's Absichten in Berlin, deren Abdruck uns verlangt ist.) 13. August 1879. Vor 12 Jahren schloßerte die Unterhandlung mit dem, das er seine Vollmachten nicht abtreten konnte. Was hat er damit geschaffen? Was hätte ich in zwölf Jahren schaffen können!

### Politische Wochenschau.

Von Arnold Rodert.

In der Urkunde, die Fürst Bismarck bei der Grundsteinlegung zum Reichstagsgebäude verlas, war mit besonderer Betonung die Selbstständigkeit hingewiesen, mit der Deutschland die Stellung seiner Geschichte in die eigene Hand genommen, und auf die feste Unabhängigkeit, die es sich dem Auslande gegenüber erkämpft hat. Mit Recht legte der Kaiser bei der Verlesung gerade auf diese Stelle den größten Nachdruck. Dies Vieles auch bei uns noch im Augen liegen mag, die schwer erkämpfte nationale Selbstständigkeit und Selbstherrlichkeit bleibt eine Errungenschaft, deren alle Deutschen sich freudig bewußt sind. Um so heftiger trifft uns die Kunde von einem Akt, der wieder an die trüben Zeiten gemahnt, da noch ein Kaiser Nikolaus mit patriarchalischer Gewalt über Deutschland schaltete und gefällig zu sein. Die Ausweisung russischer Unterthanen aus Berlin berührt in der Unwissenhaftigkeit und in der ganzen Art und Weise, wie sie ins Werk gesetzt worden, nicht nur die Gefühle der Menschlichkeit, das natürliche Rechtsbewußtsein empfindlich, sondern steht auch in schreiendem Widerspruch zu der starken und freien Stellung, die das mächtig aufgerichtete Deutschland in Europa einnimmt.

Wenn es sich in der That, wie vorgegeben wurde, um einen neuen militärischen Anschlag handelte, dessen Fäden nach Berlin wehen sollen, und wenn man die Berliner Bedenke ihren Arm dann stehe, auf die Verdrängten zu schreiten, ihre Abfertigung und etwaige Bestrafung herbeiführen zu helfen, dann könnte man noch von einer Art von Rechtshilfe reden. Wenn aber die Maßregelung nicht umhertappend, ohne irgend welche erkennbaren Gründe oder Veranlassungen, die ruhig und harmlos ihres Weges gehen, wenn aus der Wüste ohne Wahl aus der Strafe hier unbescholte Gelehrte, Kaufleute oder Handwerker, dort sogar Frauen und Kinder dahinführen, — dann stehen wir vor einer Prozedur, die uns unwillkürlich die Frage entlockt, ob wir im preußischen Reichsstaate oder in einer russischen Provinz leben. Der Gefühlswelt, den man hier in Berlin England erweisen zu müssen glaubte, tritt in ein um so größeres Licht, als andere Vergewaltigungen, auch die öftererliche, ähnliche Verunwürdigungen Mißhandlungen schlangeln abgehakt haben. Ob die bereits erfolgten und noch im Gange befindlichen Maßregelungen auch nur russischen Standpunkt aus irgend welchen Augen haben, ist mehr als fraglich; dagegen ist die moralische Einbuße, die Deutschland, und der Schaden, den die Reichsstaatswürde erleidet, mit Händen zu greifen.

Für das Ansehen Deutschlands ist es ein Glück, daß unsere Staatskunst es gleichzeitig auf der Londoner Konferenz verstanden hat, die Machtstellung Deutschlands in energischer, achtunggebender und zugleich gemüthlicher Weise hervorzuheben. In die dumpfe Dede dieser beispiellos langwierigen Diplomatenversammlung, die inzwischen unendlicher Schande auseinander

### „Allerhöchster“ Kampf um's Dasein.

Ein meteorologischer Nachschreib. Von Richard Schmidt-Cabanis. Das war der große Himmelstanz, Des Blies's Osterfanten, Der großt: Gott's Wetter noch einmal! Wie tief bin ich geknauten, Seit all in meiner Kraft und Pracht! Ich künnlich werde nachgemacht! Von irdischen Ballanten! „So lang' die Menschheit lag im Sann — In der Gestalt Windel, Als Dampf betete mich an Im Staube das Gefinde! Doch kaum schmol ihm der Rann empor — Mit „Buchstaben und Windel“ begann das Blies-Gefundel!“ „Was ihnen einst vom Flammemeer Ein Uglang schien — vom h' l' f' d' e; Jetzt stellen sie sich selber her — Die Deutschen wie die Welfen; Es reißt „Battre“ sich an „Battre“, Und ohne Schen betreiben sie En groß das Blies-Palphen!“

„Von „Elementen“ wimmelt's rings Zur Funkenflut-Bereitung; Die Drähte spannt man rechts und links Um das Aequator's Weitung; Fast sieht der Erdball, o Genuß! Wie ein geflochtenes Tiedel aus Der lauter Kabel-Setzung!“ „Bis in den höchsten Winkel drang Man vor voll Ungemeins — Vom Oelstergewissel des Montblanc Zum Thalgebiet des Niemens; Dabei erwähnt man nicht die Spur Von mir; ich höre preisen nur Sanct Eijon und Siemens!“ „Die Tele's — „graph“ und „phon“ sumal — Ein's, die zumist mich qualen — (Wobei sie das Original! Der Schnellheit mir stecken! Und wie ich mich erbohen mag; Die Technik sichtet Tag für Tag, Noch immer neue „Tele“!“ „Ehon wird durch Elektricität Geschrieben und gesprochen, Maschinen flott durch sie geföhrt; Man wird sie nächstens lösen — Denn längst ja hat ein Kerl entdeckt,

Daß etwas sie nach Knoblauch schmeckt — Ein Ander hat's herochen!“ „Und lo geföhrt hat man mein Sicht Kopirt: oft aus der Ferne Beyweill' ich, ob ich selber nicht, Dort brenn' in der Paternel! Und gleich wie mich, ämt man, o Schmach! Bald alle Schöpfungswunder nach — Die Sonne, Mond und Sterne!“ „Echon dient der Kunst-Bliz jetzt als Schmutz Für Publikum und Adel! Er glüht (so kühnt man's im Druck) Brillanten ohne Tadel; Hier glüht im Knopf er auf dem Stolz, Im Umpfängling dort als Brecoque, Und da als Wasseradel!“ „Auch wird mit meinem Stoff kurirt: Den Einen macht er schmählich, Dem and' dadurch Was amputirt, Dem kräftigt er geschlechtlich; Jedwem ehmächtigt's Mton Nimmt mit sich die „konstante Strom“ — Es ist ja niederträchtig!“ „Tritt hier nicht bald ein Umfözung ein, Müß noch beim Kinderwagen

Ich — in effgie — tätig sein; Man zieht den Bliz auf Blitzen, Daß sich daraus der Vöbergewiss Der Zukunft löme literoei! Unterblühtigkeit anziehen!“ „Dies allfureche Gantelstpiel — Ich bin's nun überdrüssig! Ich lege dem Gefähig ein Ziel Und bleib nicht länger müßig, Sont macht mit Nächstem in der That Mich ein Gewitter-Surrogat! Noch gänzlich überflüssig!“ — — — Und flugs erlöht der Bliz der Pracht Den Horizont, den lichten; Es judt herab der Strahl mit Macht Aus schwarzen Wollenföhigen, In Welt und Ost der Donner tollt, Als ob ein Schlag — ein einziger — sollt All' Menschenwert vernichten! Der Flammegrimd des Firmaments Scheint nirgend mehr zu dämpfen, Das, ob der id' schen Konturrenz, Welt wie in Hornstämpeln. — — — Und die Moral der Wetter-Mär — ? Der Himmel selbst muß heute schwer In Kampf um's Dasein kämpfen!





Sinne des Wortes, vollstän- digen Einfluß und Bedeutung. Politisch anständig war er längst schon. Theologie hatte er studirt, der Sohn des armen Handwerkers, unter allen üblichen und ungewöhnlichen Mühen und Genüssen, was ihn aber durch aus über- bildete, ein flottes Talent und ein gefährlicher Schläger zu sein; auf dem Hochstuf in Halle machte er auch die ständige Ver- fassungsform von Schulz-Delitzsch, dessen Künste in nicht minder hohem Ansehen stand. Als er aber an der Breslauer Zeitung in schriftstellerischer Thätigkeit sich versucht und seinen Beruf erkannt hatte, ging er im Sommer 1832 nach Leipzig, damals das gelobte Land für Alle, die von der Feder leben wollten und mißten. Schon auf der Univerſität war er Buchhän- dler gewesen und hatte das verdorbene schwarz-roth-goldene An- der heimlichen Verkehr zwischen Hemd und Brust getragen, was Wunder, wenn der heranreife Mann die Begeisterung für ein freies einiges Deutschland im Herzen trug, und gegen alle Widerlächer und Hindernisse, außer vom Feder zog. Das durfte natürlich die Polizei nicht dulden, die damals allein die deutsche Einigkeit repräsentierte. Aus Sachsen ward er ausgewiesen, und in Berlin gewohnte man ihm neun Monate lang die nöthige Ruhe, in der stillen Zurück- gezogenheit der Hausarbeit seinen beschränkten literarischen Verdienst wieder in Ordnung zu bringen. Und damit nicht genügt, eine ganze Jahre später mußte er noch die von den preussischen Gerichten wegen seiner Beisehung an demagogischen Umrufen in aller Form ihm auferlegte Gefängnisstrafe abzulösen, von Rechts wegen.

Jene Tage hatten in Laube einen unauflöshlichen Einfluß zurückgelassen. Als das erste Sozialiengebet dem deutschen Wech- selge wogel von Laube, führte er ein seinen Gesinnungen, der Professor W. H. v. S. und mannte ihn mit den eindringlichsten Worten, seine ganze Kraft gegen die Vorlage einzusetzen, er schloßerte ihm seine Zeit der Demagogenerede und Gelehrte, und wie schließlich es sei, Menschen ihrer Lebenszeit wegen von Haus und Herd, in Noth und Glend zu treiben. S. und er, der mit Wahrheit kund- licher Zuneigung an dem Zeitungs- und dem literarischen Leben, das ihm die höchste künstlerische Genüß seiner Durchbildung verbannt, hat diesen Brief dem Parlament nicht vorgelesen, und der Appell des alten Buchhändlers verhallte damals nicht ungehört.

Angewiesen hatte die französische Intellektuelle auch in Deutsch- land die Gemüther aufgereizt, und eine frühe Bewegung der Geister begann sich geltend zu machen. Zunächst nur auf literari- schem und politischen Gebiete, und die Schimmer wurden unter der Bezeichnung des „jungen Deutschland“ in einen äußerlichen Zusammenhang gebracht, während die innerliche Lebensstimmung nichts weniger als eng und vollständig war. Verbreitet waren besonders Laube und Gutzkow, die schon vorher Anlagen gemeinschaftlich bereit hatten; grundverschieden, beide in Wesen und Art, haben sie vor Allen das Bedeu- tendste geleistet und sind nicht bloß auf ihre Zeit von be- stimmendem Einfluß geblieben. Heine hat nie eigentlich dazu ge- hört. Von großer Wirkung waren damals namentlich Laube's „Reisenommeten“, die mit scharfer Beobachtung und glücklichen Spott die Eigenheiten von Land und Zeiten, namentlich in Nord- und Mitteldeutschland, erfassen und geistern. Es ging ein deutlicher Zug durch das „junge Deutschland“, eine Aufregung gegen Ver- altetes und widersprüchlich Vorurtheiltes, eine Aufregung gegen Ver- altetes, die ihm keine noch hin und wieder angebracht wird, war nicht im Entferntesten die Rede. Die gesunde Sinnlichkeit, welche sie in die Literatur einführen, ist längst überboten und in das Gegen- theil verkehrt. Sie wollten durchaus nicht die Massen demagogisch aufreizen, die Gemüther ledigen sie freiwillig für sich zu gewinnen, und hier gelang es ihnen, sich festzusetzen und für die neuen Ideen zu wirken. Es ist bezeichnend, daß bis zum Abbruch der Märztage der Liberalismus seine Anhänger ausschließlich fast in den bevorzugten und gebildeten Klassen hatte, und daß die Revolution sich eigentlich von oben nach unten durchzusetzen mußte. Damals war Laube der Reize Novellen, deren frische Lebendigkeit den hohen Schicksal nicht erraten läßt; sein Schöpfungsdrang war unermüdet, er mußte jeden Morgen sich an den Schreibtisch setzen, und hatte er einmal die Feder auf dem Papier, dann rief sie ihn unaufhaltsam mit sich fort. Und dabei ist seine Produktion ferngehend, nichts Fremdtönes und Gemachtes, voll An- regung und eigenartiger Gedanken. Auch war ein harter, leichtfertiger Zug in ihm, dem wir sehr interessante und werthvolle Beurtheilungen über seine Erlebnisse und Erfahrungen

verdanken, sogar sein geliebtes Malheur hat er in dem köstlichen „Jägerdreier“ verewigt.

Ein reiches Leben hat sich unabhängig und bis an die äußerste Grenze ausgedehnt, das reich an Mühe und Arbeit, aber auch fröh- lich an Lohn und Erfolg gewesen und von bleibender Nachwirkung sein wird.

Ein glückliches Loos. Wiederum ist einer von denen ge- schieden, die uns Wortkämpfer und Wortbilder waren, die mit dem Waffens des Geistes die feindlichen Kämpfe späterer Tage vorbereiten haben, und ein selten glücklicher Fall, es braucht keine Anklage und kein Verhängnis erhoben zu werden, er ist immer noch seinem vollen Verdienst gemäßigt worden, und es ist ihm auch sonst recht gut gegangen, besser als den meisten deutschen Dichtern seiner Zeit. Er hat sogar den Traum seiner Jugend verwirklicht gesehen, und darum ist er vielleicht auch im richtigen Augenblick gestorben, denn es steht fest, als wenn wir bald wieder aus seinen Kräften angewiesen wären. Schlaf wohl, Heinrich Laube!

### Zeit- und Streitfragen. Wie soll man es nennen?

Paris befindet sich auf der Suche nach einem Wort.

Ganz Paris kennt die Sache. Denn man sieht sie überall; sie nißet sich in die Häuser ein, sie summt auf den Straßen und an den öffent- lichen Orten; der Gerichtshof und die Seine, welche die Zeichen der Verweilenden hinstellt, wissen von ihr zu erzählen; sie hat die Demagogien eingebläht, die Willen von ihr zu erheben; sie bildet das Tagesgespräch während der Senatsverhandlungen über das Geset- zungsgebet. Der Eine vernimmt sie, der Andere ihr ihr Elasse und ein Dritter geht achselzuckend an ihr vorüber; aber Niemand vermag sie zu nennen. Das Wort hat mit der Entwidlung der äußeren Ver- hältnisse nicht gleichen Schritt gehalten.

Emil Bergerat, der die Frage im „Figaro“ aufwirft, kennzeichnet den thatsächlichen Zustand folgendermaßen: „Man kann getrost an- nehmen, daß von zwei Franzosen, die zufälliger Weise miteinander zu- sammenkommen, der Eine vertritt A und der Andere . . . . . wie, was sagt man? Jeder ist auf seine Weise der Vogel gefordert ge- wesen, welche nicht will, daß der Mensch allein sei. Als zu einem ge- wissen Punkte sind sie gleich vor der That, wenn man sie es auch nicht auf dem Gesicht sind. — Wie geht es Deiner Frau? fragt der Eine. Und der Andere antwortet: Dachte, gut und wie geht es Deiner . . . . . Deiner . . . . . nun, wie?“

Alfons Daubet hat den Versuch gemacht, das fehlende Wort zu umschreiben. Er hat dazu nicht weniger als zwanzig Bogen ge- braucht, und das Resultat war Sapho, sein neuester Roman.

Da unfer „gute Gesellschaft“ einen neuen Roman von Pola oder Daubet bereits verhandt zu haben pflegt, bevor sie es der Mühe für Werth hält, von dem gleichzeitigen Roman eines deutschen Autors dem Namen nach Wort zu nehmen, so dürfte sie eben so wohl Paris um ein Wort verlegen sein, welches das bezeichnet, worum es sich in der „Sapho“ handelt.

Am liebsten hilft sich das Gelehrte mit seinen räthselhaften Schemen- stellungen. Es kennt nur zwei: was nicht „marriage“ ist, das ist ihm „concubinage“. Aber die Gesellschaft achtet den legeren Aus- druck, wie sie überhaupt die Bezeichnungen des Gerichtshofes vor- zieht, welche die verheirateten Mütter und Väter in einen Topf werfen. Sie hat ein feineres Gefühl für die individuellen Unterschiede, welche im Gelehrte hinter der rohen Klassifizierung nach gewissen äußeren Merkmalen vollständig verschwinden.

Im Verhale man das Wort „collage“. Aber der gebildete Franzose hat vor diesem Ausdruck keinen geringeren Abscheu, als vor dem obigen. Und er die Franzosen! „Collage“ kommt von „coller“, und dieses hängt mit „la colle“ zusammen; der Keim! Welche eine ordinäre Vorstellung!

Bei uns in Deutschland wird man den Ausdruck „liaison“ einiger- maßen begut und angemessen finden. Hier erfahren aber, daß sich dieses Wort in Frankreich längst überlebt hat; es hat etwas Vorhies- und Geheimes an sich, etwas wie unter „Schloß“. Es ist eben so veraltet, wie die „habitude“ des 17. Jahrhunderts, obgleich die Sache gewiß nicht minder „habituell“ ist als damals.

Am häufigsten hört man in Frankreich: „ménage en ville.“ Aber erstens giebt es schon eine Umschreibung, was man ein Wort sucht, dann aber fordert es sich der entgegengelegten Vorstellung heraus:

ménage pas en ville, d. h. à la campagne. Eine furiose Bezeichnung für die Ehe!

Eine mancherlei Begriffshaltung, die sich im Laufe der Zeit herausgebildet hat, macht auch das früher allgemein übliche „maîtresse“ unmöglich. In seiner beiderseitigen Anwendung hat dieses Wort beinahe einen niedrigen Sinn, der es gleichfalls aus der Sprache der gebildeten Gesellschaft verbannt. In seinem Ursprungs- lande dagegen tritt die wörtliche Bedeutung mehr in den Vordergrund, und der unvollständige eine gewisse Bitterkeit und bössige Galanterie verbunden ist. Es hat an sich denselben poetischen Klang wie die „Gerrin“ unserer Minnesänger.

Und doch — man kann das Wort nicht mehr brauchen. Man darf mit aller Gemüthsruhe zu einem Dritten sagen: Ich habe Freund X. „avec sa maîtresse“ getroffen; aber man würde unge- schicklich, wenn man sagte: Ich habe Dich „avec ta maîtresse“ ge- sehen. Das ist der Eigenname des Sprachgelehrten.

Aber der Franzose behält sich noch über einen anderen Inter- schied. Er sagt: Die Frau, die mit uns Laube oder irgend einem anderen Grande auch Tage lang verweilt und sich zurückzieht, ohne getrieben zu haben, das war unsere „maîtresse“. Dort aber, wo die . . . . . beginnt, sehen wir ihren Zustand dauerhafter Verbindung, der die Ehe parodirt, ein Schauerer auf Verabredung und eventuelle Kündigung, wie man sie aus der „Sapho“ kennen lernt.

Einige Schriftsteller haben dem Bedürfnis abzuhelfen gesucht. Bailleten schlug „faux ménage“ vor, aber ohne Erfolg er ist daran geblieben, sagte man wenig in Paris, d. h. er wurde in die Akademie der „Unsterblichen“ gewählt; ein Anderer proponierte das besser erkun- dete „maîtresse légitime“. Wenn aber ein Ausdruck eine Sprache hat, „époux légitime“, welche die Sache noch treffender bezeich- net, dann hat er keine Geltendmachung.

So endet also die Untersuchung mit dem Resultat, daß die franzo- sische Sprache kein Wort für einen Zustand besitzt, der in der deutschen Verhältnisse kritisch geworden ist. Ein neuer Versuch, das sich in Frankreich die Erscheinungen mehr, für welche es keine Worte giebt.

### Humor „in cartello“.

Il n'y a qu'un pas etc. Von der Tragödie zur Pöste ist nur ein Schritt. Jede Gattung kann interessant sein. Wir besondern den Geben, der für seine Ehre mit der Pöste und dem eignen Leben ein- tritt; aber wir dürfen uns auch zu lassen erlauben, wenn der Mann, dessen Künste . . . . . ein metaphorisch zu sprechen — in Bezug herabzinkt und kaum noch genügt, seine moralischen Wölben zu decken, daraneht, allen Entsch des Geben nachzutragieren. Das läßt nicht auf eine Parodie hinaus, denn eine solche ist meist eher bequämend als am- fähig, sondern vielmehr auf die ehrliche Farce, auf welche es keine Wort- mehr giebt als das homerische Göttergelächter.

Wir schäwen von dem Substanten, der eine mit Blut gefüllte Schweineblase unterm Mantel trug und seinen Gegner in die Pfad- tische, über den er, seine verdorren, einen Theatercoup mit Federstein auszuführen. Das „Duell pour rire“ ist nicht auf deutschem Boden Frankreich ist dessen eigentliche Heimath, es ist das der Demimonde- und Schürzenkrieger und der Fälschungs- ist.

Wir kennen aus den Blättern jene Manie der Gambetta's und Rochefort's, durch offene Scheinbuelle von sich reden zu machen. Das Mittel ist billig, und böse Beispiele werden gute Sitten. Auch die di minorum gentium haben sich bald veranlaßt, auf diese Weise den Weg der Heilung zu betreten. Man sagt sich, etwas „Moderenes“ als diese Methode, zur Notwendigkeit zu gelangen, geht es nicht. Und doch benutzt sie gerade bei unsren weltlichen Nachbarn schon auf zahlrührende langer Lieberlieferung. Die Duellmuth und das Scheinblut graffierten bereits unter Louis dem Zwanzigsten, so daß Aristoteles sich sogar nöthig hat, jede Art des Dreizehntens als Kapitalverbrechen unter Ewig zu stellen. Auch hier steht es mit dem Talisman des Neung einen tomischen Borfall mit.

Der Satiriker Regnier betrat eines Morgens das Schlafgemach des Dichters Marnard, wo dieser noch in süßen Träumen sich wiegte, und forderte ihn auf, ihm auf dem üblichen Schaulapfe für solche Waffens- genüge, dem Pré au Clerc, sich zu stellen. Marnard eilte ätterns zu seinem Patron Comte de Clermont, welcher Intervention auf dem Schlachtfelde erlebte. Urtgrund des Streites war, daß Regnier den

### Junge Ehe.

Von A. Weber.

Aus Annies Tagebuch.

Im Riesengebirge, 10. August 1888.

Nun bin ich schon zwei und einen halben Tag verheiratet. — Ach, nicht, daß ich nicht sehr glücklich wäre — o sehr glücklich — aber ich hab's mir doch ganz anders gedacht.

Früher träumte ich zuweilen, ich söge, und das war sehr schön, aber auch sehr lächerlich wegen der Angst vor dem Dinnertisch: Grad so ist mir noch die Mutz; immer ist, als hätte ich keinen Boden unter den Füßen, als wäre ich hoch, hoch über allen Menschen und allen Schranken und allem Kleinlichen auf der Erde — aber dann überfällt mich plötzlich ein Schwindel —

Es ist mir gar, daß Otto bei mir ist; der ist der feste Punkt in dem tanzen den Betell.

Nur als ich vorgelesen nach dem Abschied von Papa und Tante und mein Schicksal mit ihm allein im Gups sah, und alle weinten und mich heraufholten, und als dann der Zug abging, erst langsam, als sollte ich vor jedem beneidenden Blick auf dem Bahnhof einzeln Abschied nehmen — Tante's Tränen und weisste dazu so festerlich, als wäre es eine neue Trauerprobe — und dann immer schneller, und als endlich der letzte Baum verstand — da ich kannte, und ich nur in der weiten, freien Welt war mit ihm, ganz allein mit ihm — da kam er mir plötzlich so festerlich fremd vor, und ich fing an, mich zu fürchten und mußte mich an ihn schmiegen, damit mich nicht weiter schätze vor dem fremden Mann.

Aber dann waren wir in Sernsdorf und traten hinaus auf den Balkon des großen Hotels, in dem wir logirten; da lag im hellen Abendlicht der Himmel vor uns, zum Gehen nicht, und habintem weitem Kreise die Hügel des Riesengebirges, und Alles war so fester- lich heiter und so still — groß — und Otto stand neben mir und hielt meine Hand — da wurde es mit einem Male ganz ruhig in mir, und ich fühlte im tiefen Herzen, daß mein Geliebter jetzt mein Gatte und mit mir Beide Eins werden und in Eins verschmelzen dürfen ganz Leben geben und Alles gemeinschaftlich haben werden, jede Freude, jede Arbeit, ja jeden Gedanken und jedes Gefühl.

Ich muß ihm jetzt schon Alles sagen, was ich erlebt habe und was ich denke und fühle — ich nicht das Allerhöchste und Tiefste; denn das kann ich nicht einmal mit meinem eignen Herzen bereben, das ist zu heilig zum Anfaßen — Aber doch alles Andere; er fäßt mich dann und sagt mir ein garliches Wort, oder aber ich bringe einen Bescheid bringt er folgen — noch das kommt noch; das Leben wird jetzt ja mit jedem Tage schöner werden.

Zwei Wochen bleiben wir noch im Gebirge, und wenn die vorüber-

ist, dann wird die selbe Ruhe immer in mir und das ängstliche Stöhnen ganz vorüber sein. D. h. schon ist das doch auch, schrecklich- schon.

Unangenehm ist's bloß, daß alle Leute uns ansehen, daß wir auf der Hochzeitreise sind. Wirklich, wie sind aber nicht so — wie soll ich's meinen, hab's mir mit ihrem Namen, die ich vor aller Welt küssen — nein, Gott bewahre!

Und doch! Gestern haben Otto und ich uns ganz ehrbar — wirk- lich — gegenüber im Gups und sprachen ganz laut ganz was Gleich- gültiges; da sagte eine Dame, die uns schon immer lächelnd an- gesehen, plötzlich leise zu mir:

„Sie möchten noch auch lieber allein mit Ihrem jungen Gatten durch die Welt fahren, Heines Brauten?“

Aber mein Gott, rief ich ganz verzweifelt über die Ungeheuerheit meiner Bemerkungen, als alle Gestirne zu gelten, — lagen Sie mir doch bloß, gnädige Frau, woran sieht alle Welt, daß wir erst kurze Zeit „Verheiratete“ sind?

„Seit gestern“ schaltete Otto trocken ein.

„Verheiratete?“

„Woran?“ Die alte Dame lächelte. — Ja, die Hüttenrothen haben so ihre Symptome —

„Zum Beispiel?“ fragte ich verzweifelt.

„Zum Beispiel schon das Eintreten in das Coups. Wie der Herr Gemahl alle Wädden, selbst — ein Orreul für den besterzogenen Ehe- mann — Ihre Wädden und Körben trug, wie er Sie auf den Tritt hob, so beinahe, als fände er, Sie zu verwerthen — und nun fies- tlich zu unterwürdiges Gehörtschlagen und Sie Erdröthen ohne heil- liche Veranlassung, die die Würdigkeit, welche Alles, was der Eine spricht oder thut, für den Andern hat und — vor Allem: mein Gott, wie viel haben Sie Beide noch einander zu lagern!“

„Ja, das ist doch nichts Besonderes“, meinte ich ganz erfröhlich; „das Bedürfnis, einander Alles mitzutheilen, muß doch immer wachsen, je länger man —“

„In diesem Augenblicke hielt der Zug. Die alte Dame erhob sich. Sie verabschiedete mich mit dem Hand.

„Die Wädden sind das Beste am Leben“, sagte sie, „ich hoffe, Sie werden noch recht lange glücklich bleiben. Sie lieben, junges Brauten.“

Wiederum, alte Dame das war! Ich sah eine Weile ganz bedrückt.

Aber sie hat Unrecht. Die Welt wird ja mit jedem Tage schöner! Nun möchte ich bloß wissen, ob er auch so viel wie ich in sein Buch geliebt hat und was? — Tante hat mich nämlich die zum Tage- buch zu unterwürdiges Gehörtschlagen gemacht, und Otto hat mir verpönd- jeden Monat etwas hineinzu schreiben über unfer Ehe. Er wollte er nicht; aber ich hat ihn so lange, bis er's verpönd. Ob er auch vier Seiten vollgeschriebenen hat?

Et. 10. September.

Jetzt sind wir schon fast vierzehn Tagen in unserm Hotelchen. Hier Ammerchen — zu mehr lang's nicht; denn Otto ist ja ein junger Hühnerkack — o, aber er wird bald ein sehr berühmter Professor sein; er ist so klug, wie kein Mann auf der ganzen Welt — ach, und ich er!

Ich bewundere Alles an ihm. Er ist ganz vollkommen. Wenn er so ruhig über etwas lächelt, das mir lange im Kopfe ge- lagert und das sehr schwer gemacht hat, dann fühle ich mich ganz thöricht und begreife nicht, was er Outes an mir finden kann. Aber dieses Gefühl ist gerade das Schönste von Allem; es ist so köstlich, in die Höhe zu blicken, anzubeten.

Und er wird mich ja lieben. Otto zu verstehen, die Welt, das Leben, mich selber, und je mehr ich ihm nachdränge werde, um so mehr wird unser Glück wachsen.

Wenn nur Otto ein klein Bißchen mehr Zeit für mich hätte! Den ganzen Tag lang denke ich nur an ihn; ob ich lese, ob spiele, ob fride, Alles bezieht sich nur auf ihn, hat nur Werth, weil ich's ihm zeigen, mit ihm besprechen will. Aber er ist Mühsal gegen ein Stündchen und Abends wenn länger bei mir, und dann ist er ja mühslich müde.

Aber er sagt, mein Klavieren sei die beste Erholung für ihn, und so schmeige ich ihm denn Alles vor, was ich den Tag über erlebt habe, und er nimmt dann meinen Kopf plötzlich in seine Hände und sagt, ich sei doch ein herrliches, feines Bißchen, daß er mich durchaus küssen müsse. Und dann fassen wir uns um und tanzen um den großen Tisch und singen dazu, bis wir ganz außer Athem sind. — Aber von meinen eignen Gedanken erzählt er mir wenig.

Et. 10. September.

Wenn ich für nur nicht immer lesen sollte, was ich über Dinge gedacht habe, die für mich bisher kaum auf der Welt waren! Mein Männer sind froh, wenn die Tremlöhle, die wir unferen Vorfür nennen, unser Zeit läßt, aus unserm Handwerk eine Kunst zu machen und noch an den öffentlichen Angelegenheiten einigermaßen mitwirken zu können.

Aber entzückt ist doch ein Weibchen und noch jeden Tag merkwürdig neu. Sogar in der Klum habe ich plötzlich einen ihrer sonder- baren Einfälle über die Kinderchen. — Bin neugierig, wie lange diese Besagungen noch dauern wird! Et.

Et. 10. November.

Ach, mein ganzer Tag ist ein Warten auf den Abend, der mir Otto bringen soll. —

Es ist er nicht so viel Freunde ein — ich bin so selbständig, daß ich ihn an liebsten für mich allein haben möchte, um ganz Eins mit ihm zu werden. Er ist mein Alles, meine ganze Welt, ich brauche keine Menschen außer ihm; ich möchte mein Glück verdienen vor Allen.

Wriof, Maxnard den Fall für den größeren Dichter erklärt hatte. Dem zugehörigen Gedächtnis gemäß, stellte sich Maxnard ängstlich und zögernd auf dem Stammsitze ein, wo der Begner bereits feiner hatte. Und als der Dichter, der in diesem Augenblicke nur einen guten Spaß sah, hatte sich schon hinter einem Baume aufgestellt und schüttelte sich nun vor Lachen über den Stuhl, den der Besiegte des Tasso gewöhnte. Quert fand dieser, daß sein Degen zu kurz wäre, dann fand er es schwer, die Siegel zu entlocken, und erst als er mehr todt als lebendig endlich vor Begier sich hinstellte, bereit, den Wundenstich zu erhalten, trat sein Blasen rettend in die Scene. Maxnard lag in Folge der ausgefallenen Wunden mehrere Wochen hindurch krank darnieder, und man will ihn in der Agonie haben können hören: „Oh Max, der ich für einen Dichter mein Leben wagne, den ich nie wieder habe!“

Und die Mitglieder der Comédie Française hielten es oft für nöthig, ihre Streitigkeiten mit dem Schwerte auszufechten, so während der Revolution u. A. Dugazon und Desfauts, welcher letztere die Himmels-entwidelung als schätzbares Requirit mitbrachte. Er ließ allgemach „der Gegenwart“ als ein Tag das Rechtliche anerkennen, wurde Desfauts von Dugazon aufgeführt, ihn in tiefer Trauer zum Minister zu begleiten. Dort angekommen, stellte man ihn als Kandidaten für den Posten des Besonderen vor. Desfauts, der nichts Arges gegen ihn hatte, schämte vor Muth, und das Ende war ein Rencontre im Bois de Boulogne. Die beiden Aduerfeite, begleitet von ihren Sekundanten, traten einander entgegen. Dugazon begrüßte den sonst so gutmüthigen Kollegen mit studierter Höflichkeit, hielt eine kurze Rede und sagte: „Kamerad, Du bist ein so enormer Körperumfang, daß es meinerseits unnöthig wäre, die mit dadurch gebotene Vorsicht ohne Einsparung zu accipieren.“ Dann holte er ein Kind strebe hervor und gestellte sich auf dem hervorragenden Vordertheile des erhaltene Gegenstandes einen Kreis ab. „So“, sagte er, „alle Stücke außerhalb dieses Kreises sollen für nichts gelten.“

Der Komit dieser Situation gegenüber gab es kein Weitersehen. Es gab ein gewöhnliches Acquiescenz und darauf einen Verzichtswillensschwahn, wodurch sich Dugazon und Desfauts als bessere Freunde denn jemals erlösten. Ein anderer Mitglied der Comédie, der Gatte der Sängerin Danmoreau-Ginès, stellte sich im Jahre 1834 dem Volkstheater Manuel zum Kampfe, und dieser trat ihn mit gewohnter Würde zwischen die Rippen, so daß der Zuschauer die Bedale kein Himmel ließe. Es stellte sich indessen heraus, daß der Degen auf ein Hüftknochenstück gestoßen war, welches dieser in der Westentasche trug. Der berühmte Fechtmeister sagte ihm: „Wenn ich mich an Danmoreaus Stelle befinden hätte, mit mir war es aus gewesen.“

Saint-Beuve, der couragöse Verfasser von „Volupté“ wurde einst bei einem ernsthaften Duell von Mogen überführt. Hierauf spannte er ruhig den Schirm auf und nahm ihn die Linke, mit der Rechten den Degen führend. Dem interessierten Sekundanten antwortete er: „Es genügt, daß ich mein Leben riskire, ich will mich nicht noch überan erzählen.“

Ein anderer Held der Feder trat in die Reihen der Dichter, nachdem er die Besessenen erlitten hatte, die Sache für nur eine Form. Muthig stellte er sich in einem Abhange von fünfundsiebzig Schritt vor dem Gegner auf, der ihm seine Regel mit großer Klarheit durch den Gut sagte. „Das heißt Du mir auch früher sagen können“, murte er dem ihm gratulirenden Sekundanten zu, „man spricht doch gern seine neuen Sachen.“

Ein Pariser Komiker von großem Ruf, der sich einst auf folgende Weise aus der Affaire. Er hatte in der Weinlaube einen Krieger, Kapitän zum Gesandten seiner Söhne gemacht, worauf dieser ihn in einem Waffengange einlud. „Gut, aber gleich.“ — „Gor! Welche Waffe?“ — „Pistolen!“ — „Ah bien!“

Man holte zwei citadines. Der Kapitän sprang in die eine und rief: „Barrière de l'Étoile!“, der Komiker bestieg die andere, stellte den Kopf zum Schläge hinans, rief: „Barrière du Trône!“ und wußte davon. Ein Zouave ließ einmal auch ein gutes Duell vor sich zu sehen. Ein Abokat Geogreus war mit einem Geschäftsführer in Streit gerathen, und Freunde leiteten sich ins Mittel, gelag, so daß ein Streitamt unumwundenlich schien. Der Abokat bestellte sich zu stellen, und ließ Tags zuvor zum entsagelassenen Geschäftsführer, sich Rath zu holen. „Es belien einen kräftigen Arm“, sagt dieser, „was Sie zu thun haben, ist, Ihren Degen still und fest mit der Spitze auf des Gegners

Hand gerichtet vor sich hin zu halten, bis dieser sich auf Sie stürzt und sich unglücklich selbst aufhauen wird.“

Der Abokat verließ die Scene, um auf alle Fälle sein Testament zu machen. Eine Stunde später erhebt auch der gleichfalls der Waffenhaltung unzulängliche Geschäftsführer beim maistro d'armes, worauf dieser, die Situation ersehend, ihm den gleichen Rath giebt. So inkurirt pflanzen sich die Weiden einander gegenüber auf. Sie stehen zwar, drei, fünf, sieben Minuten lang unbeweglich da, bis ihre Arme endlich den Dienst verlangen.

„Der Herr ist genügt. Sind die Herren befriedigt?“ sagt ersterer Meins einer der Sekundanten. Sie nicken und entfernen sich aufatmend mit ihren Wundärzten, alle noch klar vor Staunen.

„Ich hatte keine Ahnung“, sagte der Abokat, sich den reichlich hervorbrechenden Schweiß von der Stirne trocknend, „daß das Besten so schwer ist. Ich will lieber zehn Stunden lang plaidoyiren, als noch einmal zehn Minuten lang fechten.“

Und das Schicksal ist schwer, wie jener Waghals wußte, der sich einem der besten Schützen stellte und unversehrt davon kam. Es kommt aber sehr auf die Art der Situation und die Natur des Feies an.

Der gefürchtete Pariser Duellant vor fünfzig Jahren war Choquant, gleichwie der größte Verführer und Schuldenmacher. Kurz nach Louis Philipp's Regierungsantritt spürte er einmal im Kreise von Literaten und auf deren Notizen. Er war inquirirter Legitimist. Ein abgebanter Militär, Namens Mouton, des in engerem, erlaubte sich die beleidigendsten Ausfälle gegen Karl X. Choquant erhob sich wuthschäumend, und erklärte, er werde Moutons Schödel spalten. „Man lehre mich nicht Französisch, die ich ihn schäme“, rief er, „dann habe ich die Hände gegen ihn frei!“ Es fand sich indessen Niemand, der zu einem solchen Zwecke Geld übrig hatte. Selbst Villenot, der zu der Erzählung dieses Vorfalls, antwortete auf Choquant's dringliches Verlangen, daß er persönlich den besten Grund habe, sein Geld zu lassen, nämlich: kein Geld. „Aber Mouton selbst“, sagte er hinzu, „ist ja bemittelt.“ Mouton bestellte den Feind. Er legte unter all gemeiner feierlicher Stille fünf Hauptwunden auf den Feind, und Choquant, die diesen ersehnt, schwur, sobald er hundert und fünf Französisch übrig habe, ihm den Schödel spalten zu wollen. Natürlich wurde Mouton mit seinem Schödel begraben.

### Aus dem Leben der Hauptstadt. Wilde Kunst.

Von Bruno Meyer.\*

Da bin ich wieder auf dem Weigen!  
Mit diesem Jubelruf drängt es mich, den Ort und die Thätigkeit zu begründen, denen ich allzu lange fern gewesen bin, — fern allerdings in einem erlebten und erlebten Wirkungskreise, aber mit dem beständigen lärmenden Gefühl, von dem getrennt Boden, in dem die starken Mureln seiner Kraft geüben. Ich getrennt zu sein; und dies um so mehr, als in der Zeit der selbständigen Veranbarung sich hier im arbeitsreichen Maßstabe mit je geachteter Schnellfertigkeit wie in allen anderen Thätigkeiten auch auf dem Gebiete der Kunstangelegenheiten der Umschwung der Verhältnisse, auf den ich mit bewußter und oft verlässlicher Konsequenz hingearbeitet hatte, vollzogen hat, — leider ohne daß es mir vergönnt war, an demselben den von je ersehnten unmittelbaren thätigen Antheil nehmen zu können.

Wieder! — das Thun interessiert, das Gethane nicht!

Indem ich mich mit diesem Gethane Sprüche dazu ansetze, an dieser Stelle in regelmäßiger Berichterstattung der Bewegung auf dem Kunstgebiete zu folgen, vorwiegend, aber nicht ausschließlich in Wirklichkeit auf dasjenige, was der Zeit — aber vielmehr die Macht — und hier unmittelbar nahe gefühlt hat, sei es schäblich, um danach um so besser, wie es sich genügt, die Person des Berichterstatters hinter der Sache zurückzuziehen lassen zu können, über die Natur dieser Aufgabe, wie sie mir erscheint, einige Erörterungen anzustellen.

Es handelt sich ungewißlich darum, zwischen der Kunst und der Kunstwissenschaft einerseits und dem gebildeten Publikum andererseits eine möglichst-bequeme und wirksame Vermittelung zu schaffen, wobei

\*) Mit der heutigen Nummer eröffnen wir eine ständige Chronik über die Künste, welche mit der braven und müthigen Chronik die Wochenrundschau über den Kreis der Künste vervollständigen wird. Für diese neue Abtheilung unseres Blattes haben wir zu unterm Freunde die berühmte Feder des Herrn Professor Dr. Bruno Meyer gewonnen, der in diesen Tagen seinen Wohnsitz von Karlsruhe nach Berlin verlegt hat. D. R.

von schlechtem absprechendem Urtheil — im Guten wie im Bösen — nach der einen Richtung ebenso wenig die Rede sein kann, wie von unerschütterlichem Lehren nach der anderen. Wenn der größte aller Kunstverständer, die je gewesen sind und je sein werden (obgleich er selber das „Kunstverständerthum“ auszuhängen, bescheiden ablehnte) — wenn Stellung nichts weiter beanspruchte, als eine Stimme aus dem Publikum zu sein, so wird jeder Andere erst recht damit zufrieden sein müssen und dürfen, lebhaft als eine solche zu gelten. Nur muß auch hinwiederum Verwahrung dagegen eingelegt werden, daß hierin mehr gesehen und hieraus mehr gefolgert werde, als darin liegt. Die Stimmen aus dem Publikum sind eben von verschiedener Art und von verschiedenem Werthe; und nur diejenigen, deren Art und Werth das Durchschnittsniveau um ein Erhebliches übertrifft, haben ein Recht und können gemeinlich zugestehen, sich öffentlich zu Geld zu bringen: das Was oder das Wie der Verkaufbarkeit oder besser Werthes muß das Recht dazu geben, „vor dem Volke zu sprechen in solchen Tönen“.

Eine gewisse schriftstellerische Begabung und Uebung, welche einen hohen Grad von Allgemeinbildung zur Voraussetzung hat, macht somit die eine Hälfte der Legitimation zum kritischen Verste aus. Die andere Hälfte liegt in der gebiegenen Sachkenntnis und Fachbildung, wie sie durch ein ernstes Studium des Stoffes in geschichtlicher wie philosophischer Richtung erworben wird. Dies weist auf die Kunstwissenschaft als den Schlüssel zum tieferen Verständnis der Kunst hin und stellt jene als ein notwendige Ergänzung dieser zur Seite.

Ich möchte, es wäre erlaubt, über diese Dinge, wie es ist einer gemeinsamen Einigkeit entgegen, als über Selbstverständlichkeiten eine Studie es zu können zu erlauben. Jeder nöthigt der lebendigen Kampfe, der erst jählich um die Positionen — die Kunst, die Kritik! (oder Kunstwissenschaft), die ja der übergeordnet, umfassend begriff für jene ist) — entrannt und kaum zur äußeren Ruhe gekommen ist, über noch zu etwas so offene Fragen zu setzen. Doch es soll das am wenigsten merkwürdig durch Wiederholung der Erörterungen berückichtigt werden, um so weniger, als die beiderseitigen Streiche in dem letzten „Gange“ nichts weniger als von den besten waren:

Die sich in pathetischen Gattlich schmeigen,  
Beladenswürdigen Muth zu betriegen,  
Die geben sich selbst dem Gelächter preis;  
Hier gilt's, wer wußt zu spotten weiß —

und das will ich mir nicht herausnehmen. Lieber sei's gesagt: Wenn nur noch diejenigen, die keiner schneidenden Waffen genohnt und mächtig sind, diesem Kampfe ihre Theilnahme widmen, dann kann die „Streitfrage“ im Wesentlichen als aus der Welt geschäft betrachtet werden; und das wäre im Interesse der Gerechtigkeit — ein Ziel, welches Junglinge zu wünschen.

In der That, was soll man dazu sagen, wenn irgend Jemand der Behauptung des Wohlwollens der, als über viel verhandelt sich zu der Behauptung verleiht, von der wissenschaftlichen Berathenbarkeit zu der künstlerischen Praktikabilität führe keine Verthe des Berathenwertes? Es liegt auf der Hand, daß selbst im Zustande der Erregung Derartiges nur demjenigen entschuldigen kann, dem die Wissenschaft überhaupt ein Buch mit sieben Siegeln ist, der niemals auch nur von einer vereinzelt Richtung her, auch nur zu den äußerlichen Vorkällen der Wissenschaft den Weg gefunden hat. Wer die Wissenschaft irgend kennt, der weiß, daß nichts der Beobachtung und der Erfahrung Zugänglichkeits davon ausgehoben ist, Gegenstand der Wissenschaft zu sein und wissenschaftlich ergründet zu werden.

Doch es wird haben wie drüben gebührt. Ist es doch um kein Haar breit besser, wenn der Erfolg und die Geltung der Künstler als ein Ergebnis der kritischen Bemüthung hingestellt werden ist. Nur eine bewunderliche Gerechtigkeit, welche das Standpunkt für welche das Kunstwerk in allem Abhängen keinen Beruf erschöpft hat, wenn es als Werk für das täglich abzuliegende Publikum benutzt worden, worauf das dann, falls es angesehener zu kritisieren war, zur Belohnung seinem Schöpfer einen guten Preis einbringen darf, — kann so traurig sich verhalten.

Deren wir das Geschick mit dem Mantel der Mächtigkeitsbegehr! Die Kunst — die Kunstforschung hat Verste zu thun, als sich durch Ueberhebung und Unverschämtheit lächerlich zu machen.

Kamal in unserer Zeit, in der beide sich einer höchst erhellenden Mäthe rühmen können, zum Beweise, daß jede auf ihrem Gebiete vorzweiffelnde Arbeit macht.

Um Jahrhunderte müssen wir zurück gehen, um Seiten anzutreffen,

D wäre ich doch in einer Wüste allein mit ihm!

Er. 10. November.

Ich bin so glücklich, daß ich mich heute nicht, daß ich alle meine Freunde in mein Glück theilhaben möchte, damit es sie beunruhigen. Aber ich muß mich endlich wieder mehr dem öffentlichen Leben zuwenden.

Sie. 10. Dezember.

Gestern war Otto einen ganzen Abend zu Hause, den ersten in dieser Woche — seit ich Mittwoch. Ich freute mich natürlich sehr, ihn einmal zwei, drei Stunden lang für mich zu haben. Und wir plauderten auch sehr nett, bis zum Abend; er zeigte sich wieder so ganz in seiner ruhigen Güte und Liebe, und mein Herz schwoll ihm entgegen. Aber endlich ging uns der Gesprächsstoff aus; da dachte ich, wie sehr ich mich immer gelehrt habe, mit ihm meine alten, lieben Wägen zu lesen, und da er letzte Gedächtnis nicht ließ, las ich ihm die Minutentext vor.

Er hatte sich in seinen Stuhl zurückgelegt und die Augen mit der Hand beschattet; ich meinte, er sei ergriffen von der Macht der Dichtung, und wie würde es so warm sein, wenn er mich, daß ich mit ihm zusammen so Schwermüthig ginge. Da ich sah, daß er nicht mit ihm in die Nähe nach ihm blickte, war ihm die Hand von den Augen gesunken, und — er schlief! Ja, er schlief!

Nun fuhr er auf, und ich er in mein Gesicht, daß das wohl feuerrote vor Beharrung gewesen sein mag, stand er auf, rief mich aber's Saac und sagte gutmüthig und halb verlegen:

„Nimm's mir nicht ab, kleine, ich bin den Tag über sehr angegriffen gewesen; da hat mich der gleichmäßige Tonfall Deines lieblichen Gesammens empfindlich.“

„Und hat denn die Wölfe gar keine Gewalt über Dich?“ fragte ich bestimmt.

„Oh — nun ja“, sagte er ängstlich und setzte sich wieder.

„Sich mal, Gertrud, ich bin beinahe kopflos so alt wie Du, und bin ein Mann, der schon durch seine Wissenschaft in den Säulen und tiefen des Lebens befaßt geworden ist; da muß notwendig auch mein Gedächtnis härter und dauerer geworden sein, als der Deine es, Gertrud, noch ist.“

Da stand ich, von einem nachdenlichen Impulse getrieben, auf, kniete vor ihm nieder und sagte:

„Otto, ich bin kein Kind mehr; ich bin ein Weib; ich fühle, wie die alten Gedanken von mir abfallen, und es drängt und treibt in mir loß — ich möchte nicht mehr träumen, ich möchte leben, leben — las mich theilnehmen an Deinen Gedanken, Deinen Wägen, Deinen Plänen, Deinem Wissen, las mich Deine Gedächtnis sein! Ich bin nicht so dumm, wie Du meinst, ich lehre nicht auf.“

Er lächelte. „Du kennst gerade so, wie Du bist, bist Du mit recht, gerade den Sonnenstein, das Vogelgezwirger, alle die

tausend kleinen Thorheiten, und daneben die liebe sorgende, schaffende Hand; kurz und gut, mein liebes, überirdisches kleines Fräulein ist's, was ich liebe, was ich brauche.“

„Und was ich brauche, das fragst Du nicht,“ sagte ich und stand festlich.

„Das Du brauchst? Ganz, selbst, kleiner Arbeit und Begehnen, die für Dich passen“, sagte er und wollte mich wieder an sich ziehen; ich aber bin nicht zurück. Ich war ihm sehr böse. Er ist nicht so gut, wie ich dachte, er will nur empfangen, nicht geben.“

Es entstand eine peinliche Pause; da schlug die Hausglocke an, und Herr Saac, Ottos Studienfreund, der schon öfter bei uns war, trat ein. Er entzündete seinen letzten Abend — es war 9 Uhr — mit dem Hinwände, daß er Otto an Tage absolut nicht zu Hause treffe.

Ich war ziemlich schweigend, ich ärgerte mich, daß ich nicht länger mit Otto hätte zanken können; ich hätte gern alle meine aufgelaufene Bitterkeit über ihn abgospölen und ihn aus seiner empfindenen Muth aufzuhängen, es hätte gemacht — und dann hätte ich ihn um Besetzung getreten, und er hätte mich gescholten und geküßt und wäre vielleicht doch anders geworden.

Otto aber schien tief froh zu sein, einer Scene zu entgehen — alle Männer hatten Gesen“, sagt Saac, „und alle Frauen müssen von Zeit zu Zeit eine haben oder machen.“ — natürlich, sie müssen eben auch mal Fremde haben, wenn auch nur im Wasserlafe — also, Otto war sehr freundlich, und ich wurde es mit der Zeit auch; denn Herrn Saac's Konversation künftens von Witz, und manchmal auch durch alle Beiseitig, doch ein tiefes, poetisches, ja schmerzliches Gefühl bei ihm durch.

Der wird seine Frau einmal gewiß nicht hochmüthig bei Seite schieben, der mich —

Sau Otto, Diel!

Er. 10. Januar.

Ich habe ihn eingeladen, uns öfter zu besuchen. Denn mein Fräulein langweilt sich, und Lau ist so recht ein Mann für die Frauen; er hat taubende Talente — hat's natürlich bemerkt, so nicht Ordentlichem gebracht, hat's auch nicht nöthig ist, aber dann geschickter, sanfter und klügerer Freund, und ich werde gerade unangenehm, weil er gutmüthig und unschuldig ist; denn ein halber Mann ist weder den Männern noch Frauen gefährlich.

Sie. 10. März.

Ich habe, wie ich sehe, zwei Monate lang nichts in dieses Buch geschrieben. Wogu auch? Ich habe ja nichts zu sagen. Mein Leben ist — ja, das Leben — bequemer ist's, geläuter und mandantlich schließt man im Gedicht, und mandantlich teilt man, es fenne doch noch einmal anders, länger werden, und weiß im Traum selbst, daß man träumt.

Gestern, Mittwoch, war der einzige Abend in der Woche, an welchem

Otto zu Hause ist. Das sehen, wenn die andern gehören: Den Sonntag widmen wir seiner Familie und der Gesellschaft; am Montag muß er in den Bezirksverein für Armenpflege; Dienstag erhebt er in neo-anthropischen Verein, wie die interessanten Schwärzen für welche das Kunstwerk in allem Abhängen keinen Beruf erschöpft hat, wenn es als Werk für das täglich abzuliegende Publikum benutzt worden, worauf das dann, falls es angesehener zu kritisieren war, zur Belohnung seinem Schöpfer einen guten Preis einbringen darf, — kann so traurig sich verhalten.

D, das Alles ist ja so natürlich! Ein tüchtiger Mann gehört der Welt, dem Vaterlande, seiner Partei, seiner Stadt, seinem Staat, seinen Freunden, und da er für die ganze Welt zu sorgen hat, wie sollte er sich um ein so unbedeutendes Ding, wie seine Frau es ist, kümmern? Er giebt ihr Geld, und sie sorgt für seine lieblichen Bedürfnisse.

Ach, lieber Gott, aber warum gibst Du uns nicht bloß rothe Wägen und gelbes Geld, warum gibst Du uns auch eine Seele? Eine Seele, die hungert und dürstet nach Liebe, nach Wissen, nach Allem, was Leben heißt, und das Alles nur empfangen man von dem Manne den sie liebt! Die in Eins mit der feinsten Verfeinerung möchte, und die vor ihm — nicht zurückgehen, sondern einfach vergehen nicht!

Aber warum bin ich denn so töpisch, nicht mit andern nehmen zu wollen, was sie mir so freundlich bieten?

Reulich war Herr Saac etwas früher wie gewöhnlich gekommen, er verbringt auf Ottos Einladung sehr regelmäßig den Mittwoch Abend mit uns, und am Otto zu Hause ist! — mit uns. Er fand mich noch allein; ein recht's Gespräch schickerte an der Voreingenommenheit meiner Gedanken; da griff er nach dem Faule, den ich aufgeschlagen und vorlesen ließ; er fragte mich, ob er mit mir bezugs vorlesen dürfe. Und er las so hinreißend und sprach dann über das Gelesene so geistvoll und so begeistert, daß ich Alles außer der Dichtung vergaß und erschrocken zusammenbrach, als Ottos Eintritt mich zur Welt wieder aufrief. Ich hatte wahrscheinlich für reise Wägen; denn Otto las mich ganz erheitert an und fastete die Seiten.

Und mir war zu Muth, ich hätte ich eine Seele begangen. Und weiß doch nicht, wie's?

Ich sah auf Otto; wieder lief die rasche, böse Galle über seine Stirn. Mir schlug das Herz —

Wenn Du nicht, so ist Herr Saac vielleicht so gültig, mit uns Weiben zu lesen, froh, ich schneit.

Otto lachte auf, so hell und köstlich, wie ich nie gedacht hätte, daß er lachen könne.

„Ich habe die Kindertrautheiten längst überhanden“, sagte er. „Das Dich aber in Deinem Begehnen nicht überhand, kleine.“

Wir stieg wieder über in die Reile und den Kopf. Ich wandte mich an Lau, der trefflich Unbedarfenheit heuchelte — ich dachte ihm diese Heuchel.





